

Ute Gause

»Frauen entdecken ihren Auftrag«!

Neue Erträge diakonischer Frauenforschung: Vom evangelischen Märtyrerinnenmodell und von der patriarchalen Familiengemeinschaft zur demokratischen Lebens-, Arbeits- und Dienstgemeinschaft

Einleitung

Diese Forschungsübersicht ist nach einem Buchtitel des Autors Hermann Schauer benannt, den ich zusätzlich mit einem Ausrufezeichen versehen habe, da ich ihn als Forschungsauftrag verstehen möchte: Frauen (Männer sind selbstverständlich mitgemeint) entdecken in der Mutterhausdiakonie des 19. und 20. Jahrhunderts den Auftrag, den fernen Frauen, die die Diakonie getragen haben, auf die Spur zu kommen. Das ist nicht einfach, denn das Frömmigkeitsideal der Diakonisse, das dem selbstlosen christlichen Dienst verpflichtet ist, räumt der eigenen Subjektkonstruktion und der persönlichen Frömmigkeit kaum Platz für Reflexion ein.¹ In der Frage nach der Verbindung von Religion und Geschlecht geht es dagegen um die Subjektkonstruktion der Frauen, die die Diakonie tragen. Im 19. Jahrhundert kommen die Frauen in den meisten Texten nicht selbst zu Wort. Sie haben sich aufgrund des Demutsideals oft auch selbst das Wort verboten. Im 20. Jahrhundert ändert sich das schrittweise, wie, werde ich im Folgenden noch aufzeigen.

Mithin steht man vor der schwierigen Aufgabe, eine geschlechtergeschichtlich sensibilisierte und kirchenhistorisch orientierte Forschung betreiben zu wollen, deren Quellen oft nur implizit erschlossen werden können. Obwohl es zahlreiche Forschungen zur Diakonie gibt, ist doch eklatant, wie wenig die Frauendiakonie als *Frauendiakonie* in den Blick genommen wird, die Frauen als Subjekte des Handelns berücksichtigt werden. Die meisten Untersuchungen blenden diesen Aspekt aus, sicherlich auch, weil ihm sehr schwer auf die Spur zu kommen ist.

1 Die Oberin des Diakonissenmutterhauses Bethanien, Mariane von Rantzau, wünschte sich beispielsweise ausdrücklich keine Lebensbeschreibung; vgl. *Ursula Röper*, Mariane von Rantzau und die Kunst der Demut. Frömmigkeitsbewegung und Frauenpolitik in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV., Stuttgart u.a. 1997, 9.

Leitfragen, die es zu untersuchen gilt, lauten: Wie manifestiert sich das Selbstverständnis einer Diakonisse? Welchen Wandlungen unterliegt es und wodurch sind diese bedingt? Auf welche Äußerungen kann man zurückgreifen? Neben publizierten Autobiographien² und Äußerungen in den speziellen Publikationsorganen der Diakonie wie Zeitschriften, Kalender, Diakonissenlesebücher und Diakonissenliederbücher führt der Weg dieser Forschung in die Archive und zu den dort noch vorhandenen Selbstzeugnissen in Form von Tagebüchern und Briefen. Auch das »Oral history«-Projekt in Kaiserswerth, in dem Interviews mit Diakonissen geführt werden sollen, dient der Rekonstruktion weiblicher Lebenswirklichkeit im kirchlichen Raum.

Ein weiterer Aspekt, der ein Desiderat darstellt, wird in der Forschung bislang ebenfalls wenig berücksichtigt, nämlich die frömmigkeitliche Prägung der Frauendiakonie. Welche religiösen Prägungen erfuhren Diakonissen in ihrem Mutterhaus? Welche Vorbilder wurden ihnen vor Augen gestellt bis hin zu einer evangelischen Hagiographie? Was motivierte ihr Handeln? Von welcher Theologie wurden sie geprägt? Was wurde ihnen als Leitbild für ihren Beruf / ihre Berufung vermittelt und wie wurde dieses Leitbild an die sich wandelnde Gesellschaft angepasst? Welche Unterschiede bestehen hier zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert?

Diese Aspekte sind bislang vernachlässigt worden, weil die evangelische Kirchengeschichtsschreibung sich für Diakoniegeschichtsschreibung bisher nur am Rande interessiert hat und sich bis heute weithin dem Ideal einer Darstellung der »großen Männer« der Kirchengeschichte und ihrer Theologie verpflichtet fühlt. Das führt dazu, dass zwar diejenigen, die die Diakonie ins Leben riefen, hinreichend Beachtung fanden, aber nicht die, die diese Vorstellungen durch ihr Leben und ihre Arbeit in die Tat umsetzten. Dabei werden meist nicht einmal die Ehefrauen Theodor Fliedners, denen eine maßgebliche Bedeutung beim Aufbau von Kaiserswerth zukommt, ausreichend dargestellt.³ Bis heute existiert damit das Phänomen, dass ein weites Feld kirchengeschichtlicher Frauengeschichtsschreibung weder erforscht noch in den Überblicksdarstellungen als Desiderat markiert ist.⁴ Die immer noch mangels Alternative weit verbreit-

2 Z.B. Adelheid Bandau, *Zwölf Jahre als Diakonisse* (1881); Friederike Leithold, *Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben* (1881) u.a.

3 Vgl. *Johannes Degen*, Art. »Fliedner, Friederike (1800-1842) und Theodor (1800-1864)«, TRE 11, Berlin, New York 1983, 214f. – Caroline Fliedner wird nicht erwähnt. Genauso: *Wolf-Dieter Hauschild*, *Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte*, Bd. 2: Reformation und Neuzeit, Gütersloh 1999; auf Seite 781 widmet der Verfasser Friederike und Caroline Fliedner je einen Satz.

4 M.E. reicht es nicht aus, in Überblicksdarstellungen gerade einmal knapp drei Sei-

tete Geschichte der Diakonie und der Inneren Mission in der Neuzeit von Erich Beyreuther⁵ ist in Hinsicht auf die Arbeit der Frauen zwar ausführlicher, in der Darstellung und im Duktus jedoch stark dem 19. Jahrhundert verpflichtet.⁶ Immerhin kann man vom 19. Jahrhundert sagen, dass auch Kirchenhistoriker Diakonieforschung betrieben. Dieser Forschung ist die Kirchengeschichte bis heute verpflichtet.⁷

Ein weiterer Grund für die auffällige Nichtbeachtung der Diakonie innerhalb der Kirchengeschichtsschreibung liegt in der Zuordnung der Diakonie als »Lebens- und Wesensäußerung der Kirche«⁸ in die Disziplin der Praktischen Theologie. Damit ist die Diakonieforschung an den Theologischen Fakultäten in eine Disziplin integriert, die verstärkt gegenwärtige Berufsfelder untersucht und sich mit neueren Entwicklungen beschäftigt und nur gelegentlich den Blick in die Vergangenheit sucht.⁹

Im Folgenden sollen neuere Forschungen zur Kaiserswerther Frauendiakonie¹⁰ – und das heißt seit den 60er Jahren – vorgestellt werden, die aus ganz unterschiedlichen Motivationen entstanden sind. Neben den Publikationen, die aus Legitimations- und Vergewisserungsbedürfnissen sowie zu Werbezwecken entstanden sind, handelt es sich um Berufsfelderkundungen, Institutionengeschichten und

ten über die »Frauen in der Kirche« zu verlieren und damit zu meinen, man habe die Frauen ausreichend berücksichtigt; vgl. *Martin H. Jung*, *Der Protestantismus in Deutschland von 1815 bis 1870*, Leipzig 2000, 108-110.

5 Erstmals 1962 erschienen und mittlerweile in 3., erw. Aufl., Berlin 1983 erhältlich.

6 Die Art und Weise, in der hier der »Eintritt der Frau in die Liebesarbeit« (ebd., 59) geschildert und von einer »Mädchen- und Frauenwelt« (vgl. 60f.) berichtet wird, stellt den je individuell und aktiv dargestellten Männern das Kollektiv der weitgehend passiven Frauen gegenüber.

7 Vgl. vor allem *Martin Gerhardt*, *Theodor Fliedner. Ein Lebensbild*, 2 Bde., Düsseldorf 1933/3; *Theodor Schäfer*, *Die weibliche Diakonie in ihrem ganzen Umfange dargestellt*, 3 Bde., Hamburg 1879ff und *Gerhard Uhlhorn*, *Die christliche Liebestätigkeit*, 2., verb. Aufl. Stuttgart 1895; vgl. zu Uhlhorn auch die informative Positionsbestimmung von *Hans Otte*, *Liebestätigkeit – Christlich oder Kirchlich?* Gerhard Uhlhorns Bedeutung für die Ortsbestimmung der Diakonie im Kaiserreich, in: *Theodor Strohm*, *Jörg Thierfelder*, *Diakonie im Deutschen Kaiserreich (1871-1918)*. Neue Beiträge aus der diakoniegeschichtlichen Forschung, Heidelberg 1995, 334-355.

8 Grundordnung der EKD von 1948, Art. 15 [1].

9 Vgl. die Forschungsergebnisse und Publikationsergebnisse des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg, in denen aktuelle Berufsfelderkundungen oder aber biblisch-systematische Arbeiten im Vergleich zu historischen Untersuchungen deutlich überwiegen (<http://theologie.uni-hd.de/dwi/forschung.html>)

10 Diese Eingrenzung musste wegen der Fülle an Literatur vorgenommen werden; vgl. *Volker Herrmann*, *Jochen-Christoph Kaiser*, *Theodor Strohm* (Hg.), *Bibliographie zur Geschichte der deutschen evangelischen Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997.

Biographien aus unterschiedlichsten Positionen. Sie alle sollen im Hinblick auf ihre Weiblichkeitsideale befragt werden. Es wird hoffentlich deutlich werden, wie unverzichtbar diese geschlechtersensibilisierte Betrachtung für diakonie- und kirchengeschichtliche Forschung ist.¹¹ Ich werde außerdem verstärkt Material darstellen, in dem die Haltung und Einstellung der Diakonissen selbst zum Ausdruck kommt oder aber ihre Frömmigkeit sichtbar wird. Dadurch soll ein Eindruck davon vermittelt werden, in welche Richtung eine neuere Forschung, die an den oben skizzierten Aspekten der religiösen Mentalitätsgeschichte beziehungsweise der Frömmigkeitsgeschichte interessiert ist, gehen könnte.¹² In der Verzahnung von Kirchen- mit Geschlechtergeschichte bedeutet das, die Vergangenheit sowohl in ihren Bezügen zur theologischen Prägung als auch zu ihrer Konstruktion von Geschlecht zu befragen.

Meine These, die ich im Folgenden verifizieren möchte, lautet, dass für das 19. und das 20. Jahrhundert jeweils unterschiedliche Deutungsparadigmen herangezogen werden. Im 19. Jahrhundert wird das Selbstverständnis der Diakonisse als das der selbstlosen evangelischen Frau gesehen, die für die gute Sache ihr Leben opfert. Damit wird die protestantische Ehelehre auf die Diakonie übertragen: Wenn jene die Auffassung vertrat, dass es die Aufgabe der Frau sei, Kinder zu gebären, und dass sie in Erfüllung ihrer Berufsaufgabe sterbe, wenn sie während einer Geburt stirbt, gehörte es zum Ideal des Diakonissenlebens und hier besonders zu dem der Oberin oder Diakonissenmutter, ihr Leben für den Dienst der Nächstenliebe zu lassen. Das 20. Jahrhundert dagegen operiert mit einem gewandelten Frauenbild, das der Diakonisse eine eigenständige Identität zugeht. Hier wird für das Leben im Diakonissenmutterhaus vor allem die Bedeutung der spirituellen Gemeinschaft hervorgehoben.

11 Vgl. dazu *Ute Gause*, *Geschlecht als historische Kategorie. Was leistet eine feministische Perspektive für die Kirchengeschichte?*, in: *Anselm Doering-Manteuffel, Kurt Nowak*, *Kirchliche Zeitgeschichte. Urteilsbildung und Methoden*, Stuttgart 1996, 164-179.

12 Die frömmigkeitlichen Wurzeln der einzelnen Diakonissen und die Frömmigkeit und Spiritualität der Mutterhäuser ist bis heute nicht untersucht. Das wird auch dadurch erschwert, dass die Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts erst unzureichend erforscht sind; vgl. *Ulrich Gäbler*, »Erweckung« – Historische Einordnung und theologische Charakterisierung, 161-186, hier 167, in: *ders.*, *Auferstehungszeit. Erweckungsprediger des 19. Jahrhunderts*, München 1991.

Übersicht über die Forschungslage

Tendenzen der Forschungen der 60er Jahre

In den Forschungen der 60er und 70er Jahren – vor allem von Hermann Schauer, Heinrich Leich, Paul Philippi, Anna Paulsen und Anna Sticker – wird zum einen die Absicht deutlich, die Relevanz der Mutterhausdiakonie herauszustellen, zum anderen dienen die Publikationen der Vergewisserung über die Vergangenheit. Paul Philippi bemüht sich zudem um eine biblisch-systematische Fundierung der Theologie der Diakonie.¹³ Seine Habilitationsschrift, die 1966 erschien, wollte durch eine Darstellung und Kommentierung der Vorstufen des Diakonissenamtes dazu beitragen, die von Kaiserswerth konstruierte Linie eines apostolischen Diakonissenamtes von der Alten Kirche bis ins 19. Jahrhundert als ungeschichtlich aufzuzeigen und dabei festzuhalten, dass Fliedners Vorläufer das Diakonissenamt nicht mit Ehelosigkeit und einer organisatorisch-institutionellen Sonderstellung gegenüber der Gemeinde verbinden.¹⁴ Insofern ist Philippis Darstellung durchaus als kritische Anfrage an das Kaiserswerther Modell zu verstehen. Gleichzeitig möchte er zur Klärung anstehender Strukturprobleme des gegenwärtigen Diakonissenwesens beitragen.¹⁵ Seine Schrift macht jedoch deutlich, dass er statt einer Anstaltsdiakonie die Arbeit der Diakonissen innerhalb der christlichen Gemeinden favorisiert hätte.

»Frauen entdecken ihren Auftrag« – 1960 erscheint das Buch des Pfarrers Hermann Schauer zum 100-jährigen Bestehen der Kaiserswerther Generalkonferenz am 9. Oktober 1961 mit diesem sprechenden Titel. Der Titel des Buches und das Titelbild, das eine Essen austeilende Diakonisse zeigt, markieren in ungebrochener Fortsetzung die Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, dass die Aufgabe einer evangelischen, unverheirateten Frau in der Gesellschaft im Bereich

13 Vgl. *Paul Philippi*, *Christozentrische Diakonie. Ein theologischer Entwurf*, Stuttgart 1963. Zur Theologie der Diakonie zwischen 1957 und 1975; s. auch *Anne-gret Reitz-Dinse*, *Theologie in der Diakonie. Exemplarische Kontroversen zum Selbstverständnis der Diakonie in den Jahren 1957-1975*, Neukirchen-Vluyn 1998.

14 Vgl. *Paul Philippi*, *Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes (1789-1848) als Elemente für dessen Verständnis und Kritik. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zum Wesen der Mutterhausdiakonie*, Neukirchen-Vluyn 1966, 42.141, vgl. auch ebd., 180: »Es besteht jedoch kein Zweifel, daß Fliedners Entwurf die Vermählung zweier unterschiedlicher Prägungen kirchlichen Dienstes einleitete: des Typus »Diakonisse« einerseits und des Typus »Barmherzige Schwester« andererseits. Als Kind dieser Ehe trug die Fliednersche Pflegerin schließlich den Namen des ersten, aber die Züge hatte es im Endergebnis fast ausschließlich vom zweiten.«

15 Vgl. ebd., 3.

der Mutterhausdiakonie liegen sollte. Der Titel impliziert, dass dies eine genuine Aufgabe der Frau sei, mit der sie ihrer schöpfungsmäßigen Bestimmung nachkommt. Selbstaufopferung, Dienstbereitschaft und Hingabe charakterisieren dann auch das Verständnis von der weiblichen Diakonie in der Forschung des 20. Jahrhunderts bis weit in die 70er Jahre. Es ist eine Tatsache, dass das Modell des Diakonissenmutterhauses Kaiserswerther Prägung, wie es 1836 durch den Pfarrer Theodor Fliedner in Düsseldorf-Kaiserswerth ins Leben gerufen wurde, seine Prägekraft und Attraktivität im Protestantismus über ein Jahrhundert lang entfaltet hat.

Hermann Schauer formuliert programmatisch: »[...] die Diakonissensache wurde und wird nicht fruchtbar, wenn nicht Frauen da sind, die als Weizenkorn in die Erde fallen und ersterben. Das Diakonissenhaus – das besteht nicht aus Gründern und Besitzern, aus Vorständen und Schwesternschaften, sondern allein aus denen, die bereit und imstande sind, es mit Hingabe ihres Lebens aus den Trümmern wieder aufzurichten.«¹⁶ Ein nicht unerheblicher Grund, weswegen die Mutterhausdiakonie heute nur noch in stark veränderter Form weiterbesteht, liegt wohl darin, dass auch im 20. Jahrhundert in protestantischen Kreisen noch sehr lange von dem das 19. Jahrhundert prägende Frauenbild ausgegangen wurde, das sich jedoch durch die Verwerfungen und Umbrüche vor allem des Zweiten Weltkriegs endgültig verabschiedet hatte. Das veränderte gesellschaftliche Frauenbild, das immer weniger durch die Prägekraft eines evangelischen Milieus beeinflusst war, bietet daher einen wichtigen Erklärungsansatz für die in den 50er Jahren konstatierte und dann eingetretene Krise der Mutterhausdiakonie.

Ein weiterer bedeutender Grund für die Krise der Mutterhausdiakonie ist darin zu sehen, dass sie bereits während des Nationalsozialismus starken Beeinträchtigungen ausgesetzt war. Die Kaiserswerther Schulen, die in dieser Zeit geschlossen wurden, hatten Ausstrahlung und zudem Multiplikatorenfunktion. Daran konnte nach dem Krieg nicht nahtlos angeknüpft werden. Wichtiger als die beschriebenen Aspekte sind jedoch innergesellschaftliche Wandlungsprozesse¹⁷,

16 *Hermann Schauer*, *Frauen entdecken ihren Auftrag*, Göttingen 1960, 22. Die erste Auflage erschien in einer Höhe von 16.000 Exemplaren und war so schnell vergriffen, dass 1962 eine 2., erw. und verb. Aufl. folgte.

17 *Isolde Karle*, *Das Geschlecht als Konstruktion. Strategien des ›doing‹ und ›undoing gender‹ in Unterricht und Gemeinde, Lernort Gemeinde. Zeitschrift für theologische Praxis*, 17, 1999: gender. Die Frage nach dem Geschlecht, 10-15, spricht von einer seit den 60er Jahren beobachtbaren »*nachholenden Individualisierung* von Frauen« (ebd., 11), vgl. auch *Gerta Scharffenorth u.a.* (Hg.), *Schwestern. Leben und Arbeit Evangelischer Schwesternschaften. Absage an Vorurteile*, Offenbach 1984, 12.

die auch die protestantischen Frauen erfassten, sodass der Schwesternberuf an Attraktivität verlor.

Pointiert heißt das: Kurz nachdem Hermann Schauer sein Buch veröffentlicht hat, entdecken Frauen andere gesellschaftliche Aufträge. Der Dienst- und Hingabegedanke tritt in den Hintergrund. In den publizistischen Äußerungen zur Mutterhausdiakonie und zum neuen gesellschaftlichen Frauenbild der 50er Jahre wird deutlich, dass die Diakonie sowohl an dem »durch die Schöpfung gesetzten Unterschied der Geschlechter«¹⁸ festhält, als auch – so jedenfalls der Verbandsdirektor und Pastor in Kaiserswerth Heinrich Leich – von einer »spezifisch weibliche[n] Begabung gegenüber der Krankheit«¹⁹ ausgeht. Allerdings verbot das Dienstideal der Diakonissen auch eine offensive Werbung für den Beruf und wusste sich dem Satz verpflichtet: »Echtes Dienen redet nicht von sich – genauso wenig wie echte Frömmigkeit.«²⁰ Diese Maxime gilt weithin bis heute für Frauen in sozialen Berufen. Der Satz zeigt mithin, wie wirksam die Mutterhausdiakonie mit ihrem Ideal des selbstlosen Dienstes beispielsweise in der Krankenpflege Prägekraft entfaltet hat.

Eine Stärke des Diakonissenberufes, den sowohl Anna Sticker²¹ wie Heinrich Leich²² in kürzeren Publikationen aus der Zeit benennen, die tragende geistliche Gemeinschaft als Glaubens-, Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, konnte ab den 50er Jahren in der bundesrepublikanischen Gesellschaft kaum mehr Überzeugungskraft entfalten. Die Nachkriegszeit stand viel eher unter dem Drang, neben dem wirtschaftlichen Wiederaufbau das traditionelle Familienideal wiederherzustellen. Diese Prozesse absorbierten auch im evangelischen Bereich aufgrund der vielen durch Krieg und Vertreibung auseinandergerissenen oder unvollständigen Familien viele Frauen, die sonst vielleicht den Weg in die Diakonie eingeschlagen hätten. Schauer sieht eine weitere Ursache der sterbenden Mutterhausdiakonie in der modernen, technisierten Welt, die meint, die Betreuung durch Menschen durch die Technik ersetzen zu können.²³

18 *Anna Sticker*, Die Mutterhausdiakonie und das deutsche Frauenbild des 19. und 20. Jahrhunderts, Monatsschrift für Pastoraltheologie zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens 42, 1953, 289-300, hier 289

19 *Heinrich Leich*, Der Beruf der Schwester im Wandel der modernen Gesellschaft, Das Krankenhaus 12, 1953, 416-422, hier 420

20 Vgl. *Leich*, 420.

21 Vgl. *Sticker*, 299.

22 *Heinrich Leich*, Die Gestaltwerdung des Wortes von der Barmherzigkeit. Weibliche Diakonie in Deutschland, Jahrbuch der Inneren Mission und des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland, 1957, 27-42, hier 40. Vgl. auch Heinrich Leichs ausführlichere Studie, in: *ders.*, Sterbende Mutterhausdiakonie, Bielefeld 1955 und deren fundierte Kritik, in: *Scharffenorth*, 157-160.

Schauer zeigt sowohl die Anfänge wie auch die Expansion der »Diakonissensache«, die in weiten Teilen doch auch als Frauendiakonie geschildert wird, denn zumindest die Oberinnen der gegründeten Diakonissenhäuser werden namentlich genannt. Geradezu charakteristisch für sie ist jedoch ihr meist frühes Sterben in Aufopferung für die Sache der Diakonie. In der Distanz scheint es, als führte der Idealismus junger christlicher Frauen häufig zu ihrer völligen Selbstaussbeutung. So heißt es über die Baseler Oberin Trinette Bindscherer – sprachlich wiederum dem Opferpathos des 19. Jahrhunderts verpflichtet: »Da war unter der Last eines so großen Krankenhauses ihre leibliche Kraft schon gebrochen. Zu spät erst wurde ihr Wunsch erfüllt, einen ständigen Hausgeistlichen zu berufen. [...] Kurz danach legte Trinette sich zum Sterben. Das war ihr letztes Opfer, mit dem sie Bahn gebrochen hat für die Berufung eines wirklich selbständigen Hausvorstandes, eines Pastors und einer Oberschwester.«²⁴

Oder der lapidare Satz: »Wieder kostete das die Bahnbrecherin das Leben.«²⁵ Auch die Nachfolgerin der Verstorbenen, Nanny Sieber, in Zürich musste nach vier Jahren krank ihr Amt aufgeben. Dasselbe widerfuhr der Oberin des Diakonissenmutterhauses Bethanien, Mariane von Rantzau. Dass sich Schauer einem komplementären Geschlechterbild verpflichtet fühlt, in dem Männer regieren und Frauen dienen, kommt bei seiner Beurteilung der Zusammenarbeit von Mariane von Rantzau mit Pastor Schultz zum Ausdruck: »In dieser Partnerschaft gaben beide ihr Bestes: er schuf die klaren und strengen diakonischen Ordnungen, sie erfüllte die Schwesternschaft mit dem Geist der dienenden Liebe.«²⁶

Wie viele seiner protestantischen Amtsbrüder ist Schauer von der Gleichwertigkeit, aber Andersartigkeit der Frauen überzeugt. Er spricht von der »Polarität der Geschlechter«²⁷, sodass die Festlegungen der Kaiserswerther Generalkonferenz 1862²⁸ von ihm als fortschrittlich empfunden werden, obwohl die Unterordnung der Frauen in der Konferenz deutlich bestätigt wird. Zwar wurde für den Hausvorstand ein Gleichgewicht zwischen Pastor und Oberin festgeschrieben. Das übergeordnete Kuratorium, das das jeweilige Diakonissenhaus nach außen vertrat, sollte jedoch von Männern dominiert sein.

23 Vgl. *Schauer*, 214f.

24 Ebd., 60

25 Ebd., 61

26 Ebd., 64

27 Ebd., 90

28 Mit dieser gemeinsamen Konferenz der Vorstände der Diakonissenmutterhäuser verfolgte Theodor Fliedner das Anliegen, die geistlichen und politischen Ziele der Mutterhäuser untereinander zu diskutieren und abzugleichen.

Zudem wurde die Mitwirkung der Schwestern bei der Einsegnung der Diakonissen als »aktive Teilnahme der Frau an einer kirchlichen Amtshandlung« abgelehnt.²⁹ Diese Haltung ist im Kontext des allgemeinen Protestantismus zu sehen, der diese Position vertrat. Auch Schauer rezipiert diese Festlegungen positiv. Das Diakonissenamt ist Lebensberuf und die Diakonissen sind Objekte der Diakonissenanstalt, nicht Subjekte, das heißt: »Die Diakonissenanstalt bestand nicht durch die Diakonissen, sondern für sie.«³⁰ Selbst 1960 wird demnach die Schwesternschaft als eine Gemeinschaft gesehen, die sich unterzuordnen, zu dienen hat. In deutlicher Distanz heißt es dann auch von den Gründungen in den USA, die zwar ein Diakonissenwesen, aber keine Mutterhausdiakonie hervorbrachten: »Die amerikanische Frau will sich nicht dirigieren lassen, weder von einem Hausvorstand noch von einer Kirchenleitung.«³¹ Allerdings wurde auch von niederländischer Seite nach dem Ersten Weltkrieg an den Kaiserswerther Grundordnungen die Kritik geübt, dass der Eindruck vermittelt würde, nicht das Mutterhaus sei für die Schwestern da, sondern die Schwestern müssten sich für das Mutterhaus zum Opfer bringen. Früher als in Deutschland wurde hier der problematische Opfergedanke angesprochen und kritisiert³².

Gegenläufig zu dieser Kritik behandelte die nächste Kaiserswerther Generalkonferenz 1923 schwerpunktmäßig das Thema »nach dem Opfer, dem Gelübde und dem Gehorsam der Diakonisse«.³³ Schauer konstatiert in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg einen Niedergang der Mutterhausdiakonie, der nicht zuletzt dadurch verursacht ist, dass den Frauen viele neue Leitbilder und Berufe eröffnet werden, sodass der Beruf der Diakonisse zunehmend an Attraktivität verliert. Die Entwicklung im Zweiten Weltkrieg, in der die Frauen für die Kriegswirtschaft verpflichtet wurden, wird schließlich als eine Vermännlichung und Versachlichung der Frau aufgefasst.³⁴ Auch dies musste sich negativ auf den Frauenberuf »Diakonisse« auswirken. Die veränderte Grundordnung nach dem Krieg trägt dem Frauenbild insofern Rechnung, als nun nicht mehr von den Diakonissen als Töchtern des Mutterhauses die Rede ist, sondern es heißt nun: »Die Schwestern tragen in Fürbitte, Dienst und Mitverantwortung das gemeinsame Werk.«³⁵ Der Weg zu Eigenverantwortung und Selbstbe-

29 Vgl. ebd., 91.

30 Ebd., 117.

31 Ebd., 125.

32 Vgl. ebd., 164.

33 Ebd., 165.

34 Vgl. ebd., 157.

35 Ebd., 211

stimmung, bezogen auf die Gemeinschaft der Schwestern untereinander, war damit eingeschlagen.

Insgesamt beschreibt Schauer Diakonissen in der Kaiserswerther Diakonie aus distanzierter Außenperspektive. In späteren Publikationen ist dann auch kritisiert worden, dass zwar viele Überlegungen über die Krise der Mutterhausdiakonie in den 60er Jahren angestellt wurden, dass man die Betroffenen an diesen Überlegungen aber nicht beteiligt hat. So äußerte eine Diakonisse in einer Befragung in den 80er Jahren: »Die Vorsteher der Nachkriegszeit haben die Arbeitsfelder teilweise gerettet, das heißt, in den Sozialstaat eingebracht. Die Krise des Mutterhauses selbst haben sie intellektuell bewältigt, als ›Vordenker‹ der Schwesternschaft. Die Vorsteher haben die Krise nicht als Betroffene erlitten. Sie hatten privat immer ihre Familie und beruflich immer die Möglichkeit, die Pfarrstelle zu wechseln.«³⁶

Hatte Schauer eine Selbstvergewisserung des Kaiserswerther Weges vorgelegt, so verfolgte die Diakonisse und damalige Leiterin der Fachbibliothek für Frauendiakonie in Düsseldorf-Kaiserswerth, Anna Sticker, mit ihrer erstmalig 1961 erschienenen Biographie Friederike Fliedners³⁷ das Anliegen, die erste Ehefrau Theodor Fliedners in ihrer Beteiligung am Entstehen der Diakonissenanstalt zu würdigen und dabei ein schonungsloses Bild von den Belastungen zu zeichnen, denen Friederike Fliedner in ihrer kurzen Zeit als Vorsteherin bis zu ihrem frühen Tod – sie starb 1842 an den Folgen einer Frühgeburt – ausgesetzt war. Obwohl Anna Sticker sich bemüht, die Ehe der beiden Fliedners als partnerschaftlich darzustellen, gewinnt man den Eindruck, dass Friederike Fliedner zwar nicht an der patriarchal strukturierten Ehe, wohl aber an der aufreibenden Doppelbelastung der Verantwortung sowohl für die Anstalt wie für die wachsende Familie zerbrochen ist.³⁸ Mit der Darstellung wird die Leitbildfunktion, die Friederike Fliedner als erste Vorsteherin der Diakonissenanstalt hatte, einmal mehr betont und das erstaunliche Phänomen fortgeschrieben, dass die kurze Amtszeit der ersten Frau – nämlich 6 Jahre – umgekehrt proportional zu ihrem Bekanntheitsgrad im Vergleich mit Fliedners zweiter Frau Caroline steht, die 40 Jahre lang Vorsteherin war und von der bisher nicht einmal eine Biographie existiert. Wie

36 *Scharffenorth*, 182f

37 *Anna Sticker*, Friederike Fliedner und die Anfänge der Frauendiakonie. Ein Quellenbuch, Neukirchen-Vluyn 1961. Neben einer Neuauflage dieses Bandes erschien eine gekürzte Fassung der Biographie unter dem Titel: »... und möchte doch nur meinem Sinn folgen ...« – Friederike Fliedner. Stifterin der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, Offenbach 1986.

38 Vgl. dazu *Ute Gause*, Frauen und Frömmigkeit im 19. Jahrhundert. Der Aufbruch in die Öffentlichkeit, Pietismus und Neuzeit 23, 1998, 323-326.

bei den von Schauer beschriebenen Oberinnen könnte hier der frühe Tod in aufopferungsvoller Berufsausübung einer evangelischen Märtyrerinnenverehrung entgegengekommen sein.

Friederike Fliedners Stilisierung zur vollkommenen Diakonisse wird in einer Lebensbeschreibung besonders plastisch, die 1935 in der Neuausgabe des Diakonissen(lese)buchs erschien, in der es heißt: »Im Dienste sich verzehrend, zum Kreuz willig, durch Leiden vollendet, so sehen die Nachgeborenen das Bild der ersten Diakonissenuutter. Auf die Entwicklung und die innere Gestaltung der evangelischen weiblichen Diakonie der Neuzeit ist Friederike Fliedner von bestimmendem Einfluß gewesen. In ihr besitzt die evangelische weibliche Diakonie ein nicht veraltendes Vorbild demütigen Wandels und geheiligter Mütterlichkeit.«³⁹

Hier ist Anna Stickers Bild der bis zum Tode führenden Selbstverleugnung Friederike Fliedners in der Darstellung sachlicher, wenn auch von ähnlicher Tendenz. Es ist Anna Stickers Verdienst, dass das Lebenswerk Friederike Fliedners im 20. Jahrhundert nicht in Vergessenheit geraten ist.⁴⁰ Dass sie selber die Geschichte Kaiserswerths und das mit dem Diakonissenamt verbundene Frauenbild⁴¹ kritisch reflektierte, zeigt ihre Promotionsansprache anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Bonn.⁴² Sie sieht es als Fliedners großes Verdienst an, dass er den Frauen Berufsberechtigung und verantwortliche Mitarbeit zugestand, bemerkt aber am Festhalten an Fliedners Tradition auch Härten für die Diakonissen, die einer Weiterentwicklung in das 20. Jahrhundert hinein im Wege standen: »Fliedners und Disselhoffs Predigten und das Kaiserswerther Schrifttum forderten eine geradezu asketische Verpflichtung zur Arbeit, strenge Wirtschaftlichkeit, Verzicht auf weltliche Vergnügungen, nüchterne Selbstbeherrschung und Mäßigkeit, die zu strikter Kontrolle der Lebensführung im Beruf mahnten. Die rastlose Hingabe an die Arbeit diente als das alterprobte Mittel gegen Anfechtungen religiöser und auch sexueller Art. In dieser totalen Ausrichtung auf den

39 *Luise Fliedner*, Friederike Fliedner, in: Kaiserswerther Verband Deutscher Diakonissen = Mutterhäuser (Hg.), Diakonissenbuch, 1935, 139-147, hier 147

40 Biographische Abrisse über Friederike Fliedner verdanken ihre Kenntnisse meist Anna Stickers Vorarbeiten, vgl. z.B. *Ursula Foertsch*, Die kluge Kaiserswertherin: Friederike Fliedner – Deutschland, in: *dies.*, Nächstenliebe war ihr Werk. Bedeutende Frauen in der sozialen Arbeit, Stuttgart² 1975, 59-75; *Peter Zimmerling*, Friederike Fliedner (1800-1842) und das Amt der Diakonisse. Die Frau auf dem Weg zum selbständigen Beruf, in: *ders.*, Starke fromme Frauen, Gießen 1996, 78-89.

41 Vgl. auch *Anna Sticker*, Frauen in der Diakonie hatten immer mehr Dienst als Einfluss. Ein Interview mit der Diakonisse D., Diakonie 13, 1987, 112-117.

42 *Anna Sticker*, Experiment und Tradition in der 140-jährigen Geschichte des Diakoniewerks Kaiserswerth, Stuttgart 1972

Dienst beanspruchte Kaiserswerth und mit ihm die anderen Diakonissenhäuser das ›Monopol der Liebestätigkeit‹, das Monopol diakonischen Wirkens, und gab in seiner traditionellen Einstellung neuen Bewegungen den Weg nicht frei.«⁴³

Mit dieser Analyse werden Ursachen des damaligen Nachwuchsproblems benannt. Anna Sticker kritisiert in ihrem Vortrag, dass die Diakonissen zu stark als zu Erziehende behandelt wurden.⁴⁴ Die jeweiligen Vorsteher versuchten häufig, sie von den jeweiligen theologischen und politischen Entwicklungen abzuschirmen, was den Diakonissen beispielsweise in der Zeit des Nationalsozialismus zum Verhängnis wurde.⁴⁵ Anna Sticker lenkt damit den Blick auf eine weitere Dimension, die eine neuere Diakonieforschung zu bearbeiten hätte, nämlich wie die jeweiligen Vorsteher durch ihre Theologie die Diakonissen geprägt haben.

1964 versucht die Theologin Anna Paulsen eine synthetische Betrachtung von Frauendiakonie und Frauenbewegung, in der sie deren gemeinsame Anliegen, wie das Eintreten für weibliche Bildung und weibliche Berufstätigkeit sowie das gemeinsame Leitbild der Mütterlichkeit, hervorhebt. Ihr Frauenbild kommt nur latent zum Ausdruck; im Vergleich mit Hermann Schauer finden sich keine Einschätzungen des weiblichen Geschlechtscharakters, sondern eine vorsichtige Anfrage, ob nicht auch über der heutigen Gesellschaft der »Schatten des Patriarchalismus« liege.⁴⁶ Ihre Analyse, die sich vor allem an zentralen Personen der Frauendiakonie und Frauenbewegung orientiert, ist als Versuch einzuschätzen, die Anschlussfähigkeit der Frauendiakonie an die moderne Gesellschaft zu belegen.

Tendenzen der Forschung der 80er und 90er Jahre

In den 80er und 90er Jahren wird die Mutterhausdiakonie als Forschungsfeld entdeckt. Neben die Selbstäußerungen innerhalb der Diakonie treten nun wissenschaftliche Studien, häufig mit kritischer Perspektive. Den Beginn macht Catherine Prelinger, die im Familien-

43 Ebd., 12

44 Die Reglementierung reichte bis hin zum Verbot von Romanlektüre und politischen Zeitungen; vgl. ebd., 11.

45 Vgl. ebd., 16f; vgl. dazu auch die historische Arbeit von *Heide-Marie Lauterer*, Liebestätigkeit für die Volksgemeinschaft. Der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser in den ersten Jahren des NS-Regimes, Göttingen 1994. Auf diese wichtige Studie gehe ich im Folgenden nicht näher ein, da das Frauen- bzw. Diakonissenideal der NS-Zeit hier nicht behandelt wird.

46 *Anna Paulsen*, Aufbruch der Frauen. Ein Beitrag zum Gespräch zwischen Frauendiakonie und Frauenbewegung, Lahr 1964, 193

modell Kaiserswerther Prägung eine Nachbildung des Idealtypus der patriarchalen Familie sieht, das insofern dennoch fortschrittlich war, als es jungen Frauen Orientierung und Halt verschaffte.⁴⁷ Nicht zuletzt entfaltet dieses Modell schwesterlicher Gemeinschaft Attraktivität, förderte aber gleichzeitig das Selbstverständnis der Diakonissen als weithin unmündige Kinder.⁴⁸ Prelinger ist der Auffassung, dass es Fliedner mit seinem Familienmodell gelang, die Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung in ihrer Forderung nach dem Führungsanspruch der geistigen Mütterlichkeit zu unterminieren: »Fliedner bebaute den neuen Entwurf der Mutterschaft seines Inhalts und holte ihn in den stabileren Rahmen und den Zusammenhang des traditionellen Haushalts zurück.«⁴⁹ So war die Mutterhausdiakonie mit ihrem Angebot an unverheiratete evangelische Frauen, berufstätig zu werden, auch eine Bewegung, die der bürgerlichen Frauenbewegung Boden entzog.

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert bietet schließlich die Dissertation von Jutta Schmidt.⁵⁰ Sie kommt zu dem Ergebnis, dass Fliedners Anspruch, eine Berufsmöglichkeit für bürgerliche Frauen zu schaffen, nicht verwirklicht werden konnte: »Diakonisse wurde faktisch in erster Linie ein Aufstiegs- und Versorgungsberuf für Frauen aus dem unteren Mittelstand und schließlich auch den Unterschichten. [...] Für diejenige Gruppe von Frauen, für die das Mutterhaus ursprünglich gegründet worden war, war es aufgrund seiner Struktur nicht besonders attraktiv. Die alte These, dass in Kaiserswerth bürgerlichen Frauen ein Zugang zum Beruf ermöglicht wurde, ist daher erheblich zu modifizieren. Mutterhausdiakonie Kaiserswerther Prägung war nicht die Antwort auf die Suche von Frauen nach einem selbstbestimmten Leben in einer geistlichen Gemeinschaft.«⁵¹

Vergleicht man dieses Ergebnis mit der Darstellung von Schauer, ergibt sich die These, dass es der Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert durch ihre Orientierung am Dienstcharakter tatsächlich gelungen ist, die Individualität und Selbstbestimmung der im Mutter-

47 Vgl. *Catherine M. Prelinger*, Die deutsche Frauendiakonie im 19. Jahrhundert. Die Anziehungskraft des Familienmodells, in: *Ruth-Ellen Joeres, Annette Kuhn* (Hg.), *Frauenbilder und Frauenwirklichkeiten. Interdisziplinäre Studien zur Frauengeschichte in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert* (Frauen in der Geschichte 6), 268-285, hier 268f.

48 Vgl. ebd., 275.

49 Ebd., 281

50 *Jutta Schmidt*, *Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M., New York 1998

51 Ebd., 244

haus lebenden und arbeitenden Frauen vollkommen zurücktreten zu lassen. Während Jutta Schmidts These Kaiserswerth die Attraktivität einer Versorgungsanstalt bescheinigt, gesteht Schauer dem Dienst- und Hingabegedanken die Wirkmächtigkeit zu, Frauen ausschließlich zu sich selbst verleugnenden Dienerinnen Christi gemacht zu haben. Folgende Frage bleibt dringlich noch der Klärung bedürftig, nämlich wie die Schwestern im 19. Jahrhundert ihre Berufstätigkeit und ihr Leben in einer christlichen Gemeinschaft gesehen haben. Studien wie die von Catherine Prelinger und Jutta Schmidt perpetuieren – dies sicher nicht beabsichtigt – das Bild von der Diakonisse, die kaum als Subjekt, als konkrete Person wahrgenommen wird, genau wie Hermann Schauer und Heinrich Leich in den 60er Jahren die Mutterhausdiakonie als Dienstgemeinschaft, über deren Dienende verfügt wird, gesehen haben. Sind die Diakonissen des 19. Jahrhunderts also entweder aus Unterschichten stammende, Sicherheit suchende, den Aufstieg erstrebende Karrierefrauen gewesen oder hingebungsvolle Dienerinnen Christi, die sich schweigend und demütig männlicher Leitung untergeordnet haben? Hat es tatsächlich kein eigenes durch die Frauen geprägtes Profil der Mutterhausdiakonie in dieser Zeit gegeben? Noch kann diese Frage nicht beantwortet werden. Ein Mosaikstein kann jedoch hinzugefügt werden, der wiederum Jutta Schmidts und Catherine Prelingers Analysen bestätigt, wenn man Ursula Röpers Biographie der ersten Oberin des Diakonissenmutterhauses Bethanien Mariane von Rantzau⁵² liest. Ursula Röper zeichnet das Bild einer adeligen Frau, die zunächst – beeinflusst durch die Erweckungsbewegung – karitativ tätig wird, indem sie eine Kinderwärteschule leitet, das heißt durch ihre Frömmigkeit motiviert in die Öffentlichkeit tritt. Sie wird dabei von Johann Hinrich Wichern unterstützt, mit dem sie korrespondiert. Ursula Röper entnimmt Mariane von Rantzaus Korrespondenz, dass die junge Adelige in dieser Zeit »ihre eigene[n] Rolle im Gesamtzusammenhang des protestantischen Missionswerkes zu entdecken suchte«⁵³. Sie zeichnet jedoch dann eine Entwicklung nach, in der Mariane von Rantzau von Fliedner und Kaiserswerth geprägt den Weg in die eigene Selbstverleugnung geht.⁵⁴

52 Vgl. Anm. 1.

53 Ebd., 48

54 »Mariane war in diesen Kaiserswerther Monaten angetreten, sich einer Form von Frömmigkeit zu beugen, die von den Frauen Unterwerfung, Gehorsam, Selbstverleugnung und vor allem Demut oder, mit den Worten des Pastors gesprochen, »dienende Liebe« verlangte. Alle Formen eines latent empfundenen Protestes des weiblichen Subjektes gegen diese zu erlernenden Arbeitstugenden wurden seelsorgerlich als Zeichen des »Sündigen« bewertet, mußten also von den Frauen verleugnet

Nach ihrem Aufenthalt in Kaiserswerth finden sich in ihrer Korrespondenz Sätze wie »mache mich zum willenlosen Geschöpf« und »der Herr möge alles eigene von mir wegnehmen«.⁵⁵ Anders formuliert: Mariane von Rantzau geht den Weg von einer eigenständigen Frau, die durch die Innere Mission und die Erweckungsbewegung zu sozialer Tätigkeit angeregt wurde, in die Objekthaftigkeit der selbstlosen Diakonissenoberin, die sich für die Nächstenliebe als Person aufopfert. Ursula Röper lässt in ihrer Darstellung keinen Zweifel daran, dass Fliedner im Briefwechsel mit Mariane von Rantzau religiöse Vorstellungen instrumentalisiert, um sie zurechtzuweisen und ihr Eigenständigkeit im Urteil zu nehmen. Sie urteilt: »Seine [Fliedners] inhaltliche Kritik an den Verhaltensweisen der Frauen, das, was er aus patriarchalischen oder kirchenpolitischen Gründen für unpassend hielt, verlagert er in seiner Argumentation auf eine andere Ebene, weg von seinen Interessen und von der sachlichen Ebene, hin zum heiligen Affekt. Als Pastor verstand er sich als Sprachrohr des höchsten, mächtigsten Bündnispartners. Mariane hatte sich durch ihr Verhalten, durch diese oder jene Entscheidung vor Gott versündigt, nicht sich – wenn überhaupt – unter Menschen ungeschickt verhalten. Dies war eine völlig unterschiedliche Gewichtung, und sie machte vor allem Widerspruch unmöglich.«⁵⁶

Letztlich widersetzten sich die meisten Frauen aus adeligen Schichten diesem Anspruch, sodass Kaiserswerth auch aus diesem Grund Berufsfeld für Frauen aus mittleren und unteren Schichten wurde.⁵⁷ Wenn überhaupt, kamen für sie höchstens leitende Positionen in Frage. Viele Oberinnen im 19. Jahrhundert sind adelig. Ob auch sie wie Mariane von Rantzau den Weg vom Subjekt zum Objekt, von der Frau mit sozialen Zielen zur demütigen Dienerin gingen, ist zu vermuten. Ich glaube, diese Ergebnisse der neuesten Forschung bestätigen die eingangs genannte These vom evangelischen Märtyrerinnenmodell, das im 19. Jahrhundert zum Tragen kommt.

Veränderungen innerhalb der Frauendiakonie werden an den diesbezüglichen Darstellungen und Forschungen zum 20. Jahrhundert deutlich: Hermann Schauers Nachfolge tritt das anlässlich der 1984 125 Jahre bestehenden Mutterhäuser Kaiserswerther Prägung 1986 veröffentlichte Buch an, das unter dem Titel »Übergänge. Mutterhausdiakonie auf dem Weg« verschiedenste Aspekte der Mutterhausdiakonie darstellt. Auffälligster Unterschied zu 1960 ist, dass auch

werden.«, ebd., 68

55 Ebd., 67

56 Ebd., 140f

57 Vgl. ebd., 157.

Diakonissen selber zu Wort kommen und ihr Selbstverständnis artikulieren. Dabei wird die angeblich schon durch die Schöpfungsgeschichte festgelegte Unterordnung unter den Mann bestritten,⁵⁸ jedoch daran festgehalten, dass das Proprium der Frau, das nicht durch die Emanzipation verloren gehen darf, darin besteht, »Leben zu gebären, leiblich und geistig«.⁵⁹

Abschließend komme ich noch zu einem Markstein in der Forschung bezüglich der Entdeckung der eigenen Geschichte der Diakonissen, nämlich der von der 1973 vom Deutschen Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes initiierten Studie »Schwestern. Leben und Arbeit Evangelischer Schwesternschaften, Absage an Vorurteile«, die innerhalb des Rahmenthemas »Frauen als Innovationsgruppen« 1984 erschien. Unter der Leitung von Gerta Scharffenorth fand sich hier eine Projektgruppe zusammen, die eine Bestandsaufnahme der evangelischen Schwesternschaften mit Hilfe von Fragebogenerhebungen und Gesprächen leistete, die einen Einblick in ihr Leben und bestehende Probleme gab. Ein Anliegen war dabei, Fragen zu diskutieren, für die die Schwestern sonst kein Forum hatten, wie zum Beispiel »Schwesternerfahrungen unter dem Nationalsozialismus, Formen der Krisenverarbeitung, versuchte Neuansätze der Arbeit und deren Begründung, Auffassungen vom ›Amt der Diakonisse‹ unter den Schwestern«⁶⁰. Das Anliegen, die Diakonissen selbst zu Wort kommen zu lassen, führt zu einer Darstellung, die nicht über die Diakonissen als Objekte verfügt, sondern die sie in ihrer Subjektivität und Individualität sichtbar macht. Während historische Studien zu den Anfängen der Mutterhausdiakonie ja nicht zu Unrecht das patriarchale Familienmodell kritisieren, das Vorsteher und Vorsteherin zu den Eltern der Diakonisse werden lässt,⁶¹ zeigt Scharffenorths Studie die Schwesterngemeinschaften als alternative geistliche Lebensgemeinschaften: »In geistlichen Ordnungen leben, bedeutet für die Schwestern und für die Menschen, die ihnen anvertraut sind, eine Richtschnur, eine Wegweisung. [...] Solche geistlichen Ordnungen sind noch heute Grundlage für das Leben in einem *Mutterhaus*. Die Diakonissen sehen in ihm eine Stätte der Zurüstung und Begegnung, einen Ort der Sammlung unter dem Wort Gottes und der Sendung in

58 *Elsy Weber*, Die Emanzipation der Frau in ihrer Auswirkung auf eine christliche Lebensgemeinschaft, in: *Übergänge. Mutterhausdiakonie auf dem Wege*, Breklum 1984, 18-32, hier 22

59 *Ebd.*, 30

60 *Scharffenorth*, s. Anm. 22, 15

61 *Vgl. Prelinger*, s. Anm. 47, 268-285; *Jutta Schmidt*, s. Anm. 50, 104-113.

die Welt, wie Gott es gebietet. Es ist für sie ein Ort der Geborgenheit, der Zuflucht und des Schutzes bis ins hohe Alter hinein.«⁶²

Die Studie beschreibt die Alternität der Diakonissengemeinschaft in ihrer Spiritualität, der gelebten Gütergemeinschaft und dem geschwisterlichen Miteinander des gemeinsamen Lebens. In den direkten Zitaten wird die Glaubensgemeinschaft der aus verschiedenen Generationen bestehenden Schwesternschaft deutlich, und auch, dass dieses geistliche Leben einen tragenden Grund bildet. Persönliche Erfahrungen der Schwestern werden wiedergegeben, sodass die Studie den Eindruck großer und beeindruckender Authentizität vermittelt. Aus den neueren Publikationen mit ihren Selbstäußerungen der Diakonissen hat man den Eindruck, dass das Mutterhaus als Stätte der Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft, in der die Schwestern selbstverantwortlich an der Gestaltung der Gemeinschaft teilhaben, ein Modell erst des 20. Jahrhundert ist, das sich gebildet hat, als auch das gesellschaftliche Frauenbild sich zu wandeln begann. Für das 20. Jahrhundert gilt so ein neues Paradigma, das in Übereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Frauenbild den Frauen Subjektivität zugesteht, beziehungsweise im Verlauf des 20. Jahrhunderts vollziehen die Diakonissen anscheinend nicht mehr die Anpassungsleistungen, die im 19. Jahrhundert von ihnen verlangt wurden.⁶³ Wie und wann es genau dazu kommt, bildet ein weiteres Forschungsfeld.⁶⁴

Kirchengeschichtlich wäre auch noch nach dem eigenen theologischen Profil zu fragen, das sich die Gemeinschaften durch Liederbücher, Liturgie, Gebetsgemeinschaft und die entsprechenden Äußerungen in anderen Publikationen gegeben haben. Einen Anfang hat hier Ruth Felgentreff mit ihrer traditionsgeschichtlichen Herleitung des Fürbittengebets der Kaiserswerther Diakonissenschaft aus der Kirchenlitanei der Herrnhuter gemacht.⁶⁵ In den Fürbitten wird aber

62 Scharffenoth, s. Anm. 22, 22

63 Vgl. als informativen Überblick, der Forschungsdesiderate aufzeigt auch: *Marikje Smid*, Diakonissen in der evangelischen Kirche – eine Herausforderung für Kirche und Gesellschaft, in: *Martin Cordes, Rolf Hüper, Siegfried Lorberg* (Hg.), *Diakonie und Diakonisse. Beiträge zur Rolle der Frauen in kirchlicher sozialer Arbeit*, Hannover 1995, 27-72.

64 Aus kirchen- und frauengeschichtlicher Sicht möchte ich noch einige Untersuchungsgegenstände nennen, die bisher fehlen:

- Es fehlen Biographien über die Oberinnen der Diakonissenmutterhäuser und vergleichende Darstellungen, die auch regionale Unterschiede berücksichtigen.
- Aus den Archiven müssten Biographien einzelner Schwestern rekonstruierbar sein, genauso wie Erhebungen zu deren Selbstverständnis aus Briefen und Tagebüchern.
- Wie sah der Alltag in einem Diakonissenmutterhaus aus? Welche Rolle spielte der Vorsteher / die Vorsteherin für die Atmosphäre?

nicht nur diese Abhängigkeit deutlich, sondern auch, wie dieses Gebet an die zeitgeschichtliche und die gemeinschaftliche Situation der Diakonissen angepasst wurde. Inhaltliche Änderungen sind Indizien für Veränderungsprozesse innerhalb des Mutterhauses. Im Fürbittengebet 1940 heißt es noch: »Du wollest mit deinem Heiligen Geist wohnen [...] bei allen untergebenen Schwestern, dass sie den Vorgesetzten dienen mit Einfach des Herzens, als sie dir dienen und nicht den Menschen«, dagegen 1958: »Hilf allen Schwestern, die besondere Verantwortung tragen, dass sie erfahren, wie du sie trägst«⁶⁶ Damit zeigt sich der Wandel zu demokratischeren Strukturen auch im Gebet.

Schluss

Für das 20. Jahrhundert bin ich zuversichtlich, dass aufgrund einer Fülle veröffentlichten Materials und der recherchierbaren Quellen in den Archiven die Diakonissen in Individualität und Frömmigkeit Profil gewinnen können. Ob das für das 19. Jahrhundert noch möglich ist, weiß ich nicht. Wenn diese Profilierung nicht gelingt, hätte das zur Folge, dass die Frauen, denen die Selbstverleugnung zur zweiten Natur wurde, auch in der Forschung nicht rekonstruierbar wären und damit ein zweites Mal unsichtbar blieben.

Der Vortrag wurde gehalten bei der Tagung des Kaiserswerther »Netzwerks Diakonische Frauenforschung« am 24.11.2000



Prof. Dr. Ute Gause ist Professorin für Kirchengeschichte an der Universität / Gesamthochschule Siegen.

65 Ruth Felgentreff, Die Kirchenlitanei der Brüdergemeine als Grundlage für das Fürbittengebet der Kaiserswerther Diakonissenschaft, in: *Unitas Fratrum* 1985, 89-100. Vgl. auch Anna Sticker, Diakonie führt zur Liturgie. Zum Fürbittengebet der Diakonissen des Mutterhauses Kaiserswerth, in: *Hans Christoph von Hase, Solidarität + Spiritualität = Diakonie*, Stuttgart 1971, 161-166.

66 Ebd., 95